



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Aus den Tagen der Klassiker. 1. : Karl von Dalberg, der
Koadjutor und Fürstprimas.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es ist nichts weniger als unwahrscheinlich, daß ein englischer, italienischer oder deutscher Militär, Seemann oder Geschäftsträger es gerade jetzt schwieriger finden würde, französischer Herausforderung gegenüber seine Selbstbeherrschung zu bewahren, als vor einiger Zeit.

Es ist natürlich unnötig, zu sagen, daß die französische Regierung für diese Überhebung nicht verantwortlich ist, oder gar sich gegen die Meinung zu verwahren, man glaube, dieselbe teile im stillen dieses Gefühl. Einzelne Minister mögen, nach Erfahrungen zu urteilen, denselben nicht fern stehen, und zwar könnte man dies gerade vom Leiter des auswärtigen Departements annehmen. Indesß zweifeln wir nicht, daß der Einfluß Ferrys genügen wird, in dieser Beziehung Maßlosigkeit zu verhüten. Andererseits aber ist und bleibt am Ende die französische Regierung eine Regierung des „Volkes,“ eine solche, wo dieses zuletzt den Ausschlag giebt, und wer das „Volk“ ist, weiß man ja: es ist immer die stärkste Partei und die, welche am besten organisiert und am lautesten und thatkräftigsten ist. Die Chauvinisten aber sind auf alle Fälle die lauteste und rührigste unter allen Parteien des heutigen Frankreichs und — wenigstens in Paris und andern Großstädten — die stärkste, da ihr Leute aller übrigen Parteien angehören, und das ist zwar keine große Gefahr für die Nachbarn, wohl aber für Frankreich selbst.



Aus den Tagen der Klassiker.

1.

Karl von Dalberg, der Koadjutor und Fürstprimas.



ächst den Gestalten und Lebensbeziehungen unsrer eignen Zeit sind der Mehrzahl der gebildeten Deutschen keine Menschen und Zustände so vertraut wie die unsrer klassischen Literaturperiode. Die ausgebreitete Detailforschung, welche gerade dieser Periode gewidmet worden ist und noch beständig gewidmet wird, eine Forschung, die es nicht verschmäht, gelegentlich zum Nichtigen oder doch ganz Unwesentlichen herabzusteigen, hat kaum eine Existenz, die jemals in Berührung mit der Goethes oder Schillers gekommen ist, unberücksichtigt gelassen, und selbst Karl Ruckstuhl und Anton Fürnstein der Naturdichter von Falkenau haben ihre Monographien und Abhandlungen erhalten. Menschen, Verhältnisse, Sitten, Lokale und Kostüme der klassischen Periode haben so eingehende Berücksichtigung

erfahren, daß die Meinung berechtigt erscheint, hier sei überhaupt nichts neues mehr beizubringen. Da wir alle und alles kennen bis zu Goethes vertrautem Diener und Sekretär Philipp Seidel, bis zu den Jenenser und Weimarer Druckern der Zeit und bis zu Cottas Setzern, da wir Goethes blauen Wertherfrack und Schillers „Schreibkommode“ für zwei Carolin beständig vor Augen haben, so vergessen wir eben leicht, wieviel von den bergehoch gehäuften Mitteilungen bloßes Material geblieben ist und wie episodisch gar manche bedeutenden Lebensläufe behandelt worden sind, die nur eine Zeit lang neben denen der Weimarer Helden hergegangen sind oder dieselben gekreuzt haben. Als im vorigen Jahre die Briefe Charlottes von Kalb an Jean Paul durch P. Kerrlich veröffentlicht wurden, kam es uns empfindlich zum Bewußtsein, daß wir ein wirklich ausgeführtes Lebensbild der bedeutenden und originellen Frau nicht besitzen. Als vor einiger Zeit in einem vortrefflichen Buche von Otto Baisch der Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart und seine Kreise (Leipzig, Seemann, 1882) dargestellt wurden, befannen sich hunderte, wie vielemal sie den Namen und die originellen Briefe des Mannes in den Schillerbiographien erblickt hatten, ohne sich je weiter um das fruchtreiche und bedeutsame Leben desselben zu kümmern. Und so wären Duzende, vielleicht hunderte von Stellen namhaft zu machen, an denen die allgemeine Kenntnis von allem, was das große Menschenalter zwischen 1770 und 1810 anlangt, recht unzulänglich ist. Es muß mindestens erlaubt sein, in einer Reihe von kleinern Lebensbildern zur Geschichte der klassischen Periode zerstreute Merkwürdigkeiten zu sammeln und verwischte Zeichnungen wieder aufzufrischen.

Zwar der Mann, mit dessen Gestalt wir diese kleine Porträtgalerie eröffnen, Karl von Dalberg, der letzte Kurfürst-Erzkanzler des hinstorbenden heiligen römischen Reiches deutscher Nation, der von allen Patrioten verehrte Fürst-Primas des Rheinbundes, der Roadjutor, wie er in den Briefen Goethes, Schillers, Wilhelm von Humboldts und Herzog Karl Augusts in den glücklicheren Zeiten seines Lebens hieß, hat keinen Biographen mehr zu erwarten. Nach Josef Beck's Buche über „Johann Heinrich von Wessenberg“ (Freiburg, 1862) und Karl von Beau lieu-Marconnays höchst gründlichem historisch-biographischen Werke „Karl von Dalberg und seine Zeit“ (Weimar, 1879) stünde nur in einem Falle eine weitere allgemein interessante Publikation über Dalberg zu erwarten. Als Beau lieu-Marconnay sein abschließendes Buch veröffentlichte, hatte er das tiefste Bedauern auszusprechen, daß die Briefe der Herzöge Karl August von Weimar, Ernst von Gotha und August von Gotha, die Schreiben von Goethe, Wieland, Herder, Schiller, W. von Humboldt an Dalberg für uns verloren seien. Im Fall diese kostbaren Dokumente hochinteressanter Beziehungen noch irgendwo aufgefunden werden sollten, würden sie nicht nur Material zur Kulturgeschichte der klassischen Epoche bieten, sie würden auch sicherlich die erste und zweite Periode Dalbergs in ein besseres und glänzenderes Licht rücken. Daß sie an

der Gesamtcharakteristik Dalbergs wenig mehr ändern könnten, ist freilich außer Zweifel. Denn es gehört zu den unerbittlichsten Gesetzen des menschlichen Daseins, daß man mit einem ehrenreichen und segensvoll wirkungsreichen Alter wohl eine von Irrungen und Schwächen erfüllte Jugend aufwiegen kann, aber umgekehrt die vielversprechendste und liebenswürdigste Jugend die Schuld des Mannesalters nicht wettmacht.

Karl Theodor Anna Maria von Dalberg, aus einem alten, vielberühmten pfälzischen Geschlecht stammend, welches in die Geschichte der geistlichen Staaten am Rhein und der Kurpfalz schon seit Jahrhunderten verflochten war, ward als der Sohn des kurmainzischen Geheimrats, Kämmerers und Statthalters von Worms Franz Heinrich Freiherrn von Dalberg am 8. Februar 1744 zu Mannheim, wo der Vater damals wohnte, geboren. Sein jüngerer Bruder war jener Wolfgang Heribert von Dalberg, der gleichfalls in der Geschichte der klassischen Periode vielgenannt, sich als Intendant des Mannheimschen Hof- und Nationaltheaters in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das unvergeßliche Verdienst erwarb, Schiller zuerst auf der deutschen Bühne heimisch gemacht zu haben. Karl Theodor war früh zum geistlichen Stande, das heißt zum Eintritt in jenen Kapiteladel bestimmt worden, aus welchem im alten Reiche die Fürsten wie die höchsten Würdenträger der geistlichen Staaten gewählt wurden, welche die Stürme des sechzehnten Jahrhunderts und des dreißigjährigen Krieges überlebt hatten. Zwei Dalberge waren Kurfürsten des Reichs, Erzbischöfe von Köln und Mainz gewesen. Johann von Dalberg, der bekannte Humanist, der Förderer der Altertumsstudien, regierte zu Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts als Bischof von Worms, ein anderer Dalberg war 1730 der letzte „Fürstbist“ von Fulda, bevor die Abtei des heiligen Bonifazius zum souveränen Bistum erhoben wurde. Die Zahl der Familienglieder, welche als Domherren und hohe Würdenträger in den Annalen der geistlichen Staaten in Südwestdeutschland verzeichnet standen, war vollends Legion. Die Familie folgte demnach einer starken Tradition, wenn sie dem begabten Knaben die vielversprechende geistlich-weltliche Laufbahn eröffnete. Und die Dinge lagen so, daß Karl Theodor zwischen seinem zehnten und vierzehnten Jahre nacheinander Domizellar der Hochstifte Würzburg, Mainz und Worms wurde. Mit solchen Aussichten bezog der junge Dalberg 1760 die Universität Heidelberg und wurde, als er sieben Jahre alt war, auf Grund einer Dissertation, an der er sicher den geringsten Anteil hatte und haben konnte, Doktor beider Rechte. Mit neunzehn Jahren hatte er bereits die große Kavaliertour nach Italien, Frankreich und den Niederlanden hinter sich und trat in das kurmainzische Ministerium als Mitarbeiter ein.

Er war eben, wie Immermann im „Münchhausen“ spottet, „geborner Geheimrat im höchsten Gericht.“ Der Ausspruch des alten Hesiod, daß die Götter vor die Trefflichkeit den Schweiß gesetzt haben, ein Ausspruch, der in unsern ehernen Tagen auch dem Höchstgestellten und Glückbegünstigsten fortwährend

gegenwärtig ist, war in den Kreisen, in denen Karl von Dalberg aufwuchs, so vollständig vergessen, daß selbst die natürlichen Anlagen und die geistige Regsamkeit dem jungen Freiherrn über die Außerlichkeit und Flüchtigkeit seiner Bildung nie hinwegzuhelfen vermochten. Dalberg blieb Zeit seines Lebens Dilettant im schlimmen Sinne des Wortes, ja man kann sagen, daß er den Typus des wohlmeinenden, strebsamen und doch nie zum Kern der Dinge dringenden Dilettanten in ungewöhnlich liebenswürdiger Weise repräsentirte. Auch als er mitten in der größten geistigen Bewegung des Jahrhunderts stand, mit lebendigem, ja rastlosem Anterthe die Erzeugnisse der deutschen Dichtung entgegennahm und ihre Bestrebungen verfolgte, wollte er dennoch jederzeit die Resultate ohne die geistige Arbeit gewinnen und dem geistigen Genuß das Opfer einer Vertiefung des eignen Wesens nicht bringen. Es lag in seiner Natur wie in seinen Jugenderlebnissen, daß er die flüchtige Wärme, die ihn für alle Kulturbestrebungen erfüllte, die aufrichtig gemeinten, aber unendlich matten Versuche zur Selbstthätigkeit mit der tiefgehenden Leidenschaft und Lebensarbeit gleichstellte oder verwechselte, durch welche sich eben damals die bessern Geister der Nation zum Ideal echter, aber auch starker Humanität durchdrangen. Dalberg gehörte zu den Naturen, auf welche die große Periode mehr anregend als bildend, mehr verweichlichend als seelenerhebend und stählend einwirkte. Der Grund davon lag zum guten Teil in der flachen, mühelosen Art seiner Entwicklung, in seiner dilettantischen, „genialisch flachen“ Bildung. Der tapfere Ch. G. Körner, Schillers Dresdner Freund, äußerte schon 1791, als Schiller selbst noch eine große Meinung von dem Roadjutor hegte: „Selbst die Polyhistorie des Roadjutors ist in solchen Augenblicken behaglich, wo man immer nur abwechselnde Geistesbeschäftigung verlangt, ohne auf einer besondern Idee haften zu wollen. Noch kann ich mir keine deutliche Vorstellung von der Art seines Kopfes machen.“

Karl von Dalbergs beste und erquicklichste Lebensperiode war ohne alle Frage seine Statthalterschaft des Fürstentums Erfurt, welche er im Oktober 1772 antrat. Im achtundzwanzigsten Lebensjahre sah sich der junge Domherr durch das Vertrauen des Kurfürsten Emmerich Joseph (von Breidenbach-Bürresheim) von Mainz mit einer der wichtigsten Stellungen bekleidet, die im Mainzer Kurstaat überhaupt vorhanden waren. Die Stadt Erfurt mit ihrem Gebiet bildete einen der drei räumlich weit getrennten Teile dieses Staates, der nach dem Reichsrecht als der Staat des Kurfürsten-Erzkanzlers der erste im Reiche hieß, was freilich mit der Wirklichkeit gewaltig kontrastirte. Zum „Fürstentum“ Erfurt gehörten außer der Stadt die Ämter Tondorf, Almannsdorf, Mühlberg, Bargula, Gispersleben, Bippach, Ifferoda, Abach und Stadt und Amt Sömmerda, zu denen dann in den neunziger Jahren noch die Hatzfeldischen Grafschaften Kranichfeld und Gleichen als erledigte kurmainzische Lehen kamen. Immerhin war es ein Schauplatz, auf dem Dalberg, nach Goethes Ausdruck, „Welt und Regiment probiren konnte.“ Mit der Ernennung zum Grenzboten IV. 1883.

Statthalter war Dalberg zugleich zu den gesandtschaftlichen Geschäften bei den benachbarten kleinen Höfen, namentlich bei denen von Weimar und Gotha, beglaubigt worden. Der erstere Hof, oder vielmehr die kluge, geistvolle und weit-sichtige Herzogin-Regentin Anna Amalie, hatte kurz vor Dalbergs Antritt seiner Statthaltertschaft von Erfurt der verfallenden Universität dieser Stadt ihre bedeutendste, kaum erst gewonnene Zierde, den Regierungsrat und Professor der Philosophie Christoph Martin Wieland nach Weimar entführt. Für das neue Verhältnis des jungen Statthalters zu ihrem Hofe war es gut, daß die Übersiedlung Wielands bereits geschehen war, als Dalberg anlangte.

Die Situation des neuen Statthalters war insofern günstig, als Stadt und Landschaft eben damals die ersten Wirkungen der langen Friedenszeit, welche dem siebenjährigen Kriege folgte, zu empfinden begannen. „Wohlfelicität, heißt es in Beauclieux »Dalberg und seine Zeit,« war auf drückende Teuerung gefolgt, die Fabriken waren in vollster Thätigkeit, der Handel blühte wieder neu auf.“ So hatte denn Dalberg keine durchgreifende reorganisirende, schöpferische Thätigkeit zu entwickeln; eine Anzahl verständiger Anordnungen, kleiner aber guter Neueinrichtungen entsprachen dem Bedürfnis und der Natur des neuen Regierungsstatthalters. Ohne seinen Eifer und einen gewissen jugendlichen Mut in Zweifel zu ziehen, darf man doch annehmen, daß er in den behaglichen, idyllischen Zuständen, die nach dem Frieden von Hubertusburg im deutschen Leben überwogen, in seinem eigentliche Elemente war. Während der kurzen Gefahr des bairischen Erbfolgekrieges ließ er sich allerdings von dem soldatischen Geiste des jungen Karl August von Weimar, seines Freundes, soweit anstecken, daß er kriegerische Maßregeln vorschlug und Regimenter errichten wollte. Gleichsam prophetisch für die Katastrophe von 1792 trat die erbärmliche Wehrverfassung des Mainzer Kurstaates und die völlige Wehrlosigkeit der Erfurter Festung Petersberg bei dieser Gelegenheit hervor. Da sich aber das Ungewitter des „Kartoffelkrieges,“ wie der kurze unblutige Zwist spöttisch getauft wurde, bald wieder verzog, war natürlich von den bei dieser Gelegenheit gemachten Erfahrungen weiter keine Rede.

Die kleine Regierungsthätigkeit jedoch, welche so sehr den Kräften Dalbergs entsprach, genügte seinem brennenden Ehrgeize nicht. Er wünschte unablässig eine größere politische Rolle zu spielen und suchte auf die Mainzer Regierung reformirend einzuwirken. In Mainz fand man den Eifer des Erfurter Statthalters sehr unbequem, bei dem letzten Kurfürsten, Erzbischof Karl Joseph (von Erthal), welcher 1774 den Thron bestiegen hatte, stand Dalberg nicht in der Gunst, deren er sich bei Emmerich Joseph erfreut hatte. Das Flüchtige, unstät Wechselnde seiner politischen Pläne und das Weiche, Bestimmbare, ja Charakterlose seiner Natur entging auch schon damals selbst wohlwollenden Beurteilern nicht. Goethe, der seit 1776 mit Dalberg in lebendigem Verkehr stand, schrieb am 5. Mai 1781 an Frau von Stein: „Für mich ist sein Umgang von viel Nutzen. Durch

die Erzählungen aus seinem mannichfaltigen politischen Treiben hebt er meinen Geist aus dem einfachen Gewebe, in das ich mich einspinnne, das, obgleich es auch viele Fäden hat, mich doch zu sehr nach und nach auf einen Mittelpunkt bannt. Der Statthalter ist doch eigentlich auch kein rechtes Kind dieser Welt, und so klug und brav seine Pläne sind, fürchte ich doch, es geht einer nach dem andern scheitern.“ Wenn der Dichter gleich darauf die beneidenswerte „Leichtigkeit“ Dalbergs rühmt, so schwebt über diesem Lobe wie ein Schatten die Ahnung, daß diese Leichtigkeit schweren Versuchungen und Prüfungen kaum gewachsen sein könne.

Eine Aufgabe, die ihm bei seinem zwischen Hofhaltung und stattlicher Haushaltung schwankenden äußern gesellschaftlichen Auftreten in Erfurt zufiel, löste Dalberg vortrefflich, ja glänzend. Diese soziale Aufgabe war in der großen Umwälzungs- und Übergangsepoché des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts in der That von Bedeutung. Die Bildung war eine durchaus veränderte, aber die neue Bildung hatte zumeist noch keine geselligen Formen, Standesunterschiede, welche in der Anschauung wesenlos geworden waren, herrschten noch in den Gewohnheiten des persönlichen Verkehrs, man hatte gemeinsame Interessen und keine Mittel zum Austausch derselben, die Widersprüche zwischen der Empfindung der höher Gebildeten und einer aus gänzlich andern Zuständen stammenden Lebenshaltung fielen immer peinlicher und schärfer auf. In dem ersten Jahre, in welchem Dalberg seines erfurtischen Statthalterpostens wartete, schrieb Goethe im väterlichen Hause am Frankfurter Hirschgraben seinen Werther, und als das Buch erschien, waren die Szenen, in welchen geschildert wird, wie der Graf von C. den jungen Legationssekretär, den er schätzt, ehrt, ja liebt, aus seiner Gesellschaft wegweisen muß und wegweist, nicht die letzten, welche die leidenschaftliche Teilnahme der damaligen Generation wachriefen. Der Ausschrei Werthers „Da möchte man sich ein Messer ins Herz bohren!“ ward damals von tausenden geteilt.

Hier war Dalberg einer der Männer, die zum Guten eingreifen konnten und eingriffen. In seinem gesamten Verkehr mit Menschen zeigte er sich von aufrichtiger Humanität, von wahrhafter Schätzung nicht nur literarischer, künstlerischer, wissenschaftlicher Bestrebungen beseelt, die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Auftretens halfen ihm in seinen Umgebungen die neuen Gesellschaftsformen, welche auf der Gleichheit der Bildung und der geistigen Interessen beruhten, rasch einführen. Beaulieu-Marconnay in „Dalberg und seine Zeit“ berichtet: „Im nahen Zusammenhang mit der Förderung wissenschaftlichen Sinnes stand das Bestreben Dalbergs, den gesellschaftlichen Zusammenhängen Erfurts eine idealere Richtung zu verleihen. Seit dem Jahre 1786 führte er die Idee aus, an jedem Dienstag eine große Assemblée in der Statthalterei zu geben, er mochte nun in Erfurt anwesend sein oder nicht. Dazu war alles, was zur guten Gesellschaft gehörte, ein- für allemal geladen. Ebenso hatte

jeder Fremde Zutritt, und es wurde nichts weiteres von den Gästen verlangt, als ein anständiger, wenn auch noch so einfacher Anzug. Man fand hier oft regierende Fürsten, Minister, Generale, Staatsdiener aller Kategorien, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Handwerker bunt durcheinander gruppiert. Die Unterhaltung war ebenso verschieden und mannichfaltig wie die Gesellschaft selbst. Man sang Bieder zum Klavier, führte mitunter Chöre aus, Virtuosen auf den verschiedenen Instrumenten ließen sich hören; ältere Personen fanden Spieltische bereit, die Jugend vergnügte sich an Gesellschaftsspielen — kurz, jeder fand, was ihm zusagte und zu fleißigen Besuchen dieser Soireen anregte. Der Statthalter bewegte sich teilnehmend und gemüthlich in diesen Kreisen und übte den Zauber seiner anmutigen Persönlichkeit auf die Anwesenden aus. Ein Teil dieser letztern ward an solchen Abenden zum Souper eingeladen, welches nach der Entfernung der übrigen stattfand."

Eine sehr getreue und neuerlich vielbenutzte Chronik der gesellschaftlichen Vorgänge in der Erfurter Statthaltereie und während der glücklichen Jahre Dalbergs ist das auf der Erfurter Bibliothek handschriftlich aufbewahrte Tagebuch des Erfurter Rathsherrn und Buchhändlers Kaspar Konstantin Beyer, aus dem unter anderm Boyberger in der dritten Ausgabe des Briefwechsels „Schiller und Lotte“ (Stuttgart, 1879) eine Reihe von Daten und Notizen bestätigt und vervollständigt hat. Beyer ist ein völlig unverdächtiger Zeuge, und er bestätigt ausdrücklich: „Karl von Dalberg war die Seele dieser ganzen trefflichen Anstalt. Er mischte sich stets mitten unter das bunte Gewühl, das den großen Saal und die drei anstoßenden Zimmer anfüllte, sprach mit jedem, der ihm aufstieß, einige Worte und freute sich herzlich, wenn die ganze Gesellschaft sich einer unbefangnen Fröhlichkeit überließ.“ Goethe, welcher oft bei diesen „Assembleen“ und noch viel früher bei den Festen, die Dalberg gab, zugegen war, gedachte derselben in spätern Jahren und unter den bedeutendsten Verhältnissen nicht ohne eine gewisse sehnsüchtige Wehmut. In dem Bericht über die Audienz, welche der Dichter 1808 während der Erfurter Monarchenbegegnung bei Napoleon I. hatte, erzählt er: „Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt. Ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken. Auch hier waren es noch die alten Tapeten. Aber die Porträte an den Wänden waren verschwunden. Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Redoutenanzug, eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern alle.“

In dem mannichfachen Verkehr Dalbergs mit den Kreisen von Weimar, Gotha und Jena bewährte sich Dalbergs Liebenswürdigkeit und die besondere Leichtigkeit, mit der er sich in die veränderten sozialen Verhältnisse und veränderten Lebensformen fand. Gern hätte er etwas Großes für die deutsche Kultur gethan und geleistet, aber seine Statthalter- und Domherrneinkünfte

wollten nicht einmal für die standesmäßige Repräsentation ausreichen. Umso freigebiger war er einstweilen mit Versprechungen und kleinen Aufmerksamkeiten. Wenn er nicht in der Lage war, sogleich Entscheidendes für Schillers Lage thun zu können und wenn Schiller wohl zu große und zu sichere Hoffnungen auf den „Koadjutor“ setzte, so war doch der Verkehr beider ein nahezu freundschaftlicher. In Dalbergs Hause in Erfurt spielte ein Teil des Liebesromans Schillers mit Charlotte von Lengefeld, Dalberg hätte gern Schiller „die Hochzeit ausgericht“ und malte wenigstens ein abscheulich-schönes Bild des Hymen zu derselben. Während eines längern Besuches bei dem Koadjutor in den Weihnachtsferien von 1790 zu 1791 faßte Schiller den Plan zur Wallensteintragödie, während desselben Besuchs aber kam auch jene Krankheit zum Ausbruch, die Schillers körperliche Gesundheit frühe brach, ohne seine geistige antasten zu können. Dalberg zeigte sich wahrhaft bekümmert um ihn, suchte ihm im Herbst 1791 die Rekonvaleszenzzeit in jeder Beziehung zu erleichtern und angenehm zu gestalten. Und wenn der Statthalter natürlich einem Schiller gegenüber mit besondrer Beflissenheit die Anmut seiner geselligen Formen und den Eifer der Teilnahme an des Dichters Leistungen und Plänen entfaltetete, sodaß Schiller, wie er am 30. Oktober 1791 an Körner schrieb, „im Umgang mit Dalberg viel Vergnügen genoß,“ so bethätigte er doch auch in hundert andern minder bedeutenden Fällen einen Teil jener Eigenschaften, die ihn zu einem hervorragenden Vertreter damaliger Geselligkeit, damaligen guten Tones machten. Die Geschichte unsrer Sturm- und Drangperiode und der ihr folgenden Zeit nach der sozialen Seite ist noch nicht geschrieben, wird sie es je, so muß Dalbergs Name auf jedem Blatte dieser Gesellschaftsgeschichte der Sturm- und Drangzeit erscheinen. Und es darf nicht vergessen werden, daß der Koadjutor unter allen Schwankungen und bedenklichen Wechselfällen seiner spätern Laufbahn die humanen Anschauungen und Auffassungen seiner sozialen Pflichten festhielt, die er in Erfurt zuerst erprobte. Lebendige Teilnahme an andern, freundschaftliche Fürsorge für seine Umgebungen, feingebildete Umgangsformen, das Bedürfnis geistiger Genüsse und Anregungen, kurz alle bessern Seiten seiner Natur, alle erfreulichen Wirkungen, welche die Bildungsperiode, in der er emporkam, selbst auf schwache Naturen hatte, blieben Dalbergs Eigentum. Seine literarischen Neigungen konnten ihn nicht über den Mangel an Bestimmtheit der Anschauung, an Schärfe des Urteils und Tiefe des Gefühls, der ihm von Haus aus anhaftete, hinausheben. Doch wurden sie die Vermittler von persönlichen Beziehungen, mit denen der Koadjutor der deutschen Literatur größere Dienste leistete als mit den „Betrachtungen über das Universum“ und den „Grundsätzen der Ästhetik,“ welche er in der Erfurter Zeit schrieb. Schiller war bekanntlich ein paar Jahre später bei Gründung der „Horen,“ zu denen er Dalberg als Mitarbeiter eingeladen und für die er pomphaft die Beteiligung „Seiner Erzbischöflichen Gnaden“ angekündigt hatte, in gelinder Verzweiflung über die „un-

endlich elenden“ Aufsätze, die von seiten des Koadjutors einliefen, und wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er wider den Brauch seiner Monatschrift bei einem allerdings polizeiwidrig seichten Elaborat „Über Kunstschulen“ Dalbergs Namen hinzusetzte.

Bis zum Jahre 1785 blieb Dalberg nur das hochangesehene Mitglied mehrerer Domkapitel und der Statthalter der kleinen erfurtischen Provinz. Allein das gedachte Jahr brachte die Gründung des deutschen Fürstenbundes „zur Aufrechterhaltung der bestehenden Reichsverfassung,“ gegen welche man Übergriffe von seiten des unternehmenden und hochstrebenden Kaisers Joseph II. fürchten zu müssen glaubte. Im Oktober 1785 trat auch der Kurfürst von Mainz rückhaltlos dem neuen Bunde bei, welcher damit über eine Majorität im Kurfürstenkollegium des Regensburger Reichstages gebot. Der Beitritt von Mainz war im damaligen Reiche ein Ereignis, und in Berlin mußte man bei der Beschaffenheit der geistlichen Staaten fürchten, daß über kurz oder lang dieser Bundesgenosse der neuen Union wieder verloren gehen könne. Anders stand es, wenn bei Lebzeiten des Kurfürsten Karl Joseph dessen Nachfolger erwählt wurde und ein unzweifelhafter Anhänger des Fürstenbundes war. Für einen solchen Anhänger galt Dalberg, auf ihn lenkte Karl August von Weimar, das eifrigste Mitglied des Fürstenbundes, die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Nach wunderbaren Intrigen und Wahlkämpfen, die Ranke in seinem Werke „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund“ höchst anschaulich und drastisch schildert, und zu denen auch Beaulieu-Marconnay ein paar charakteristische Einzelheiten mitteilt, ward Dalberg am 1. April 1787 gewählt. Es war nach altem Volksaberglauben ein verhängnisvoller Tag, an dem Dalbergs Wahl stattfand. Niemand zwar ahnte, daß eben jetzt der letzte „Quadutter“ (altmainzisch für Koadjutor) des alten Erzstiftes ernannt sei, und Dalberg wußte, wie es schien, nicht, daß seine Wahl der Krone Preußen 180 000 Gulden für Bestechungen des Domkapitels, „Douceurs“ und „Präsente“ gekostet. Im Gegenteil knüpften sich an seine Erwählung zum Koadjutor von Mainz alsbald auch gleiche Ernennungen zum Regierungsnachfolger in den Bistümern Worms und Konstanz, sodaß es schien, daß Dalberg dereinst über eine gewisse, zu selbständigem Handeln befähigende Macht zu gebieten haben werde. Die sämtlichen Vorgänge bei Dalbergs Wahl und ihre nachfolgende Bestätigung durch den heiligen Stuhl, sowie die mit der Gründung des Fürstenbundes eingetretene Nüchrigkeit tauschten noch einmal darüber, wie morsch und haltlos die Zustände des heiligen Reiches geworden waren und daß der erste Stoß von außen die Existenz des Reiches selbst, vor allem aber der geistlichen Staaten, gefährden mußte.

Schon in dieser friedensseligen und hoffnungsreichen Zeit aber trat zu Tage, in welchem Widerspruch Dalbergs ehrgeizige Wünsche nach großer politischer Wirksamkeit und seine persönliche Befähigung für eine solche standen. Der dilettirende Schönggeist schlug den Staatsmann überall in den Nacken.

Beaulieus mehrerwähntes treffliches Buch teilt aus dem Berliner Archiv den Entwurf eines Schreibens des Herzogs Karl August von Weimar an Dalberg vom 27. März 1787 mit, aus dem man wohl ersieht, daß gerade bei denjenigen, die Dalbergs Wahl eifrig betrieben hatten, die Zweifel schon vor der vollbrachten Thatsache erwachten. „Der Endesgesetzte, heißt es zum Schluß dieses denkwürdigen Aktenstückes, fügt noch den sehnlichen Wunsch hinzu, daß es doch endlich einmal dem Herrn Statthalter gefallen möchte, die Dinge dieser Welt so zu betrachten und so zu behandeln, wie sie es verlangen, oder wenn er finden sollte, daß dieses wider seine moralischen Grundsätze lauft, daß er sich entschliesse, sich nicht mehr damit zu bemengen und nur ja nicht zu glauben, daß er im mindesten die Drehungen unsres Erdballs durch irgend eine menschliche Kraft oder Willen ändern werde.“ Vermöchte man irgend zu glauben, daß die scharfe Ansprache des willensstarken Herzogs sich nur auf die kündegegebene Abneigung und das häßliche Intriguenpiel in den Domkapiteln beziehe, so wäre sie trotz alledem beinahe ein Ehrenzeugnis für Dalberg. Allein der neue Koadjutor offenbarte alsbald die verhängnisvolle Eigenschaft, die Dinge nicht sehen zu können, wie sie wirklich waren, sondern alle Widersprüche und Zwiespälte mit unklaren, schönklingenden Phrasen ausgleichen zu wollen. Der harte Widerstreit realer Interessen war der weichen Natur des Erfurter Statthalters unbequem. So versteigt er sich dazu, den Fürstenbund alsbald in einen Bund des Kaisers und Reichs verwandeln zu können und sinnt, mit naiv schlauer oder schönjeliger Bemäntelung der Thatsache, daß der Bund gegen die Autoritätsgelüste Josefs II. gerichtet war, dem Kaiser eine Versöhnung mit dieser Union an. Die feine Ironie, mit welcher Josef auf solche Phrasen antwortete, schloß eine vernichtende Kritik der politischen Unklarheit und der charakterlosen Nachgiebigkeit Dalbergs in sich ein.

Auch in den Kreisen, denen der Koadjutor als künftiger Beschützer, als erlauchter Mitstrebender galt und in denen man damals noch keine Politik trieb, kam man gelegentlich zum Bewußtsein der bedenklichen Anlagen eben dieser vielversprechenden Natur. Schillers Schwägerin, Karoline von Beulwitz, welche für ihn schwärmte und im Oktober 1791 an Schwester und Schwager schrieb: „Der liebe, liebe Schatz, sein Brief hat mich sehr gerührt. Wohl ist es ein engelschönes Herz, wert, daß man alles für ihn thue,“ und sich im Februar 1792 darauf vorbereitete, am künftigen Musenhofe von Mainz die Egeria des Numa Pompilius Karl von Dalberg zu spielen („Ich muß fühlen, was ich dem Schatz sein kann, und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen, schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben — es wäre eine schöne, edle Frucht meines reifern Lebens“), mußte, von ihrer treuen Botte und von Schiller gewarnt, bereits in einem Briefe vom März 1792 zugeben: „Ich glaube fast jetzt, daß ihr recht habt und daß er keine Konsequenz in dieser Art von Gefühlen hat — doch muß ich noch gewisser werden, um meiner Seele

eine andre Richtung zu geben.“ Noch deutlicheren Einblick in die bedenklichsten Tiefen dieser schönen Seele verrät Körner, der bereits am 9. März 1790 bei Gelegenheit der Mainzer Pläne und Hoffnungen Schillers schrieb: „Rechne auch du nicht zu viel auf diesen Mann. Der Antritt der Regierung ist ein gefährlicher Zeitpunkt und doppelt für eine gewisse poetische Denkart. Alle Schwierigkeiten scheinen unbedeutend, weil man sich nie die Mühe nahm, sie zu untersuchen. Listige Geschäftspedanten wissen alsdann bald tausend Steine des Anstoßes in den Weg zu legen. Man erschrickt über die Schreckbilder, die von allen Seiten emporsteigen und von denen man nie geträumt hatte. Dann ist es leicht, auf zwei Abwege zu geraten: Neronischen Trotz oder träge Resignation, die sich für höhere Kultur ansieht.“ Wer könnte angesichts dieser Worte und der spätern Entwicklung Dalbergs dem wackern Dresdner Appellationsrat einen gewissen prophetischen Blick absprechen?

Gelegentlich ist nun versucht worden, die Schuld dieses innern Mangels auf die weltbürgerliche Bildung und den ausschließlich ästhetischen Sinn unsrer klassischen Periode zu wälzen. Die Geschichte der nachfolgenden Zeit und das Leben und Wirken von hunderten von Männern, welche mit derselben Bildung genährt waren wie Dalberg, beweist, daß mindestens die Konsequenzen der angeklagten Bildung sehr verschieden waren. Es ist aber schon angedeutet worden, daß es sich in Wahrheit gerade umgekehrt verhielt. Dalberg vermochte seinen Neigungen und Lebensgewohnheiten, einer frühgenährten und geradezu verhängnisvollen Eitelkeit zufolge, den besten Teil des Geistes und der Bildung unsrer klassischen Periode eben nicht in sich aufzunehmen. Von Kant, von Herder wie von Schiller empfing er Anregungen, aber nicht den vollen und vertiefenden Eindruck, der von diesen mächtigen Naturen auf tausend mindermächtige ausgegangen ist. Auch im Ästhetischen blieb er ein Dilettant, auch im „Schwelgen“ entfaltete er nicht die Kraft, welche beispielsweise Ardinghello-Heinse auszeichnete. Wir müssen noch einmal an die Mitarbeit bei Schillers „Horen“ und den unendlich elenden Aufsatz „über Kunstschulen“ erinnern. Man muß sich vergegenwärtigen, daß, wenn Dalberg über irgend etwas klar nachgedacht hatte und irgend einer Frage mit mehr als flüchtigem, abspringendem Interesse gefolgt war, dies das Verhältnis der Kunst zum öffentlichen Leben, zum Staate sein mußte. Daß er in Erfurt während seiner Statthalterschaft nicht eben viel für die günstige Gestaltung dieses Verhältnisses hatte thun können, darf ihm kaum zum Vorwurf gemacht werden. Seine Macht war beschränkt, selbst seine Vorschläge, die herabgekommene Erfurter Universität wieder emporzubringen, scheinen in Mainz mit Mißtrauen oder wenigstens mit Kaltsinn aufgenommen worden zu sein. Die Mittel in allen diesen verrotteten und verfallenden geistlichen Staaten reichten eben nur für das Herkömmliche aus und standen für Neuschöpfungen selten zur Verfügung. Aber gedacht mußte der Mann, der noch im Jahre 1806 mitten unter den Stürmen des Krieges und großer politischer

Wandlungen, in die er verstrickt war, Dialoge „Von dem Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück“ drucken ließ, über die Wege und Mittel haben, durch welche man diesen Einfluß fördern könne. Und doch — wie dürftig nehmen sich alle Früchte seines Denkens aus und wie knabenhaft klingen die hohlen Sentenzen des mehrerwähnten Aufsatzes: „Der Kunstschüler soll den harmonischen Dreiklang des sinnlich Schönen, geistig Angenehmen und sittlich Rührenden zu vereinigen wissen, und alles vermeiden, was mit Recht mißfallen könnte. In Kunstschulen lernt der Schüler die Kunst, dem innern Guten und Wahren die Außenseite des Schönen zu geben. Durch gute Kunstschulen können die schönen Künste im Staate verbreitet und erhalten werden. Gute Regenten, Väter des Vaterlandes, wollt ihr in euern Staaten Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigen? wollt ihr auf dauerhafte Weise die schönen Künste, diese Blüten der Menschheit, erhalten: so errichtet gute Kunstschulen!“ Wem fällt bei solchen Gemeinplätzen nicht der Politiker Karl Nathanael aus Immermanns „Münchhausen“ ein, welcher nach langem Nachdenken den Satz gefunden hat: „Die Staaten teilen sich in Monarchien, Aristokratien und Demokratien.“ Wer aber kann sich der Einsicht verschließen, daß gerade diese ästhetische Trivialität Dalbergs und die gleichzeitige Unfähigkeit des Mannes, reale Verhältnisse zu erkennen und zu befiegen, in einem innern und ursächlichen Zusammenhang stehen und auf einen gemeinsamen Ursprung zurückweisen?

Kein Zweifel kann nach allem, was wir wissen, darüber obwalten, daß Dalberg in friedlichen Zeiten ein vortrefflicher Regent seiner geistlichen Staaten geworden wäre und Gelegenheit gefunden haben würde, in der Hauptsache nur seine guten und rühmlichen Eigenschaften zu entfalten. Neben aller milden Menschenfreundlichkeit und gesellschaftlichen Urbanität besaß er einen leidlich klaren Blick, nicht für große politische Verhältnisse, aber für die nächstliegenden Verwaltungsgeschäfte, und bethätigte denselben schon, als er, während seiner Statthalterschaft zu Erfurt, in den neunziger Jahren mehrfach nach dem Fürstbistum Konstanz gerufen ward (dessen Koadjutor er gleichfalls war), um die Verhältnisse des bedrängten, schuldenbeladenen Ländchens zu ordnen. Die Art, wie er dies angriff, und manche seiner spätern Organisationen beweisen hinlänglich, daß die Staaten, deren Fürst er werden sollte, bei Fortdauer der altergebrachten Ordnung nicht übel gefahren wären. Denn der dilettirende politische Ehrgeiz hätte in den alten Reichsverhältnissen und den Traditionen von Konstanz oder Worms kaum Nahrung gefunden, und selbst das Kurfürstentum Mainz hätte ihn in Zeiten, wie die seiner Statthalterschaft zu Erfurt waren, schwerlich zu Abenteuern verführt. Dem Koadjutor sollte es inzwischen nicht so gut werden. Es kam das verhängnisvolle Jahrzehnt zwischen 1790 und 1800, die Wirkung der französischen Revolution, die unglücklich geführten Kriege gegen das neue Frankreich, der Verlust des linken Rheinufers. Der Bau des heiligen Reiches frachte in allen Fugen, die Zerstörung war nicht länger auf-

zuhalten, und nahezu jeder suchte an sich zu raffen, was ihm zunächst unter der Hand war. Nur die kleinern norddeutschen Staaten und alten Dynastien mit altständischen Verfassungen hielten sich von dem allgemeinen Wettlauf um die Beute aus dem großen Zusammensturz fern. Die sämtlichen geistlichen Staaten, die Reichsstädte wurden zur reichlich bemessenen „Entschädigung“ aller jener weltlichen Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Gebiete verloren hatten, säkularisiert. Über hundert geistliche Staaten und kleine Gebiete, Erzbistümer, Bistümer, gefürstete Abteien und Probsteien, dazu 720 Domherrnpräbenden verschwanden auf einmal. Dalberg aber, welcher fünfzehn Jahre hindurch Koadjutor von Mainz gewesen war, bestieg den „Thron“ des alten Kurstaates in demselben Jahre 1802, in welchem durch den Frieden von Luneville bereits der Untergang der geistlichen Staaten im Prinzip entschieden und die Reichsdeputation für Entschädigungen nahezu bei ihrem berühmten Hauptschluß angelangt war. Als das Unwetter heraufzog, hatte Dalberg noch mannhaft und vollkommen uneigennützig den Grundsatz verfochten, daß keiner auf Kosten des andern zu entschädigen sei und jeder sein Schicksal tragen müsse. Und das in dem Augenblick, wo ihm das goldne Mainz, seine künftige Hauptstadt, der Rheingau, die linksrheinischen Teile des Mainzer Kurstaates und das Bistum Worms schon verloren gegangen waren! Wäre der Koadjutor und neue Kurfürst in den allgemeinen Umsturz hineingerissen worden — er würde sich gefaßt und gefügt haben, wie es viele der besten seiner Genossen gemußt und gethan hatten.

Aus der völligen Zerstörung tauchte jedoch Dalbergs Fürstentum wieder auf. Man meinte des Erzkanzleramtes nicht entraten zu können, man ließ Dalberg seine Residenz Aschaffenburg und das zu ihr gehörige Gebiet, man entschädigte ihn für Erfurt und Eichsfeld mit Regensburg und Weßlar. In einer bedenklichen und verhängnisvollen Ausnahmestellung, als der einzige geistliche Kurfürst, beinahe als der einzige geistliche Fürst überhaupt, sah sich Dalberg aus dem ungeheuern Schiffbruch gerettet. Nach allem, was wir von dieser Natur wissen, konnte die isolirte Bedeutung, die ihr plötzlich gegeben wurde, nicht anders als verwirrend auf sie wirken. Der neue Kurkanzler eines deutschen Reiches, das schon nur noch dem Namen nach existirte, besaß nicht die Schärfe des Blickes, um zu erkennen, daß das allgemeine Wohlwollen, welches man von bessern Zeiten her gerade seiner Person entgegenbrachte, eine Reihe von Zufällen und Intriguen und endlich der scharfe Instinkt eines unbarmherzigen Politikers, wie der erste Konsul und nachmalige Kaiser der Franzosen war, welcher in Dalberg ein brauchbares Werkzeug für seine Pläne witterte, denkwürdig und unselig zusammengewirkt hatten, ihm seinen Fürstentum zu erhalten. Dalberg glaubte in seiner Person und Würde die große Tradition des alten Reiches, die besondre Stellung der Kirche, die bewährte Weisheit und den nationalen Gedanken geehrt, als deren Träger er sich naiv eitel betrachtete. Er kam zu dem verhängnisvollen Irrtum, daß mit dem Fortbestande seines Staates

gleichsam der Fortbestand Deutschlands gewährleistet sei. So allein konnte es geschehen, daß sich Dalberg willen- und widerstandslos in die wirren Veränderungen und Umwälzungen des napoleonischen Jahrzehnts hineinreißen ließ. Es läßt sich nicht ermessen, wieviel persönliches schweres Leid der Fürst-Primas des neuen über Nacht in Paris diktierten „Rheinbundes“ seit 1806 innerlich durchlebte, wie lange trotz der herrisch despotischen Formen, in denen Napoleon I. gerade mit Dalberg verkehrte, die faszinierende Wirkung der Persönlichkeit des Imperators und das Vertrauen auf die Weisheit und Gerechtigkeit des „Protektors“ in Wahrheit vorherrschten, es bleibt gewiß, daß Dalberg bei sich selbst die Fiktion einer wirklich bestehenden „rheinischen Bundesverfassung,“ einer innern Notwendigkeit seiner seltsamen, durch und durch ungesund gewordenen politischen Existenz zu erhalten suchte. Als er im Herbst 1808 zu dem großen Monarchenkongreß in Erfurt anwesend war, drängten sich die Einwohner der Stadt an ihren ehemaligen unvergessenen Statthalter mit vielen Liebesbeweisen heran. Das rein menschliche Wohlwollen, das Dalberg auch in seiner neuen, inzwischen geradezu trostlos gewordenen Stellung bewährte — das einzige, was er bewahren konnte —, hatte in Erfurt eine halb freudige, halb wehmütige Erinnerung hinterlassen. Zugleich huldigte man ihm und schämte sich für ihn. Dem Fürst-Primas aber mußte bei dieser Gelegenheit unwillkürlich die bittere Wahrheit vor die Seele treten, daß nicht eines seiner einstigen politischen Ideale erfüllt, nicht einer seiner Träume von einer großen und gesegneten Wirksamkeit verwirklicht worden sei.

Was wollte es unter solchen Umständen bedeuten, daß Dalberg fortfuhr, ein lebendiges Interesse an dem Gedeihen der deutschen Literatur zu nehmen, daß er in Schillers letzten Lebensjahren durch ansehnliche Geschenke bei jedem neuen Werke, welches ihm der Dichter sandte, die frühern Pensionsversprechungen wenigstens zum Teil einlöste, daß er späterhin Zacharias Werner, den er als ein Vermächtnis Schillers betrachten mochte, und Jean Paul durch Jahrgehalte vor der gemeinen Not des Lebens sicherzustellen suchte? Drückte doch seine politisch zweideutige Stellung schon 1804 in dem Maße auf ihn, daß er die kostbare Widmung von Schillers Tell nicht anzunehmen wagte. Keinen Genuß konnte er in seinen persönlichen Umständen auch dem Besten, was die deutsche Dichtung noch darzubieten hatte, nicht abgewinnen, obgleich er gelegentlich die Miene annahm, als seien die Blüte der französischen Fremdherrschaft und die Blüte der deutschen Literatur ganz vereinbare Dinge.

Es war eine unselige, verworrene, entsetzliche Zeit, durch welche Deutschland damals hindurchging. Aber eine unglücklichere und haltlosere Rolle, als sie Karl von Dalberg auferlegt war, spielte niemand. Selbst wenn er den Egoismus besessen hätte, nur an sich und das kleine Land zu denken, das er regierte und in dem er mancherlei Gutes zu schaffen versuchte, durfte er auch nur das Land als sein ansehen? Offen verkündete Napoleon, den er als „er-

habenen Protektor“ zu verehren fortfuhr, daß die „Grundsätze des Reichs“ einer Vereinigung des Priestertums mit irgend einer weltlichen Souveränität entgegenstünden, und betrachtete, wie er es mit allen seinen Bundesgenossen that, die ihm nicht einen Jahrhunderte alten Besitz entgegenzustellen hatten, die Gebiete Dalbergs als Teile des großen Empire. Umsonst versuchten der Fürst-Primas und seine Minister irgend ein festes Verhältnis zu begründen, Dalberg demütigte sich soweit, daß er den Kardinal Fesch, den korsischen Oheim des Kaisers, dem Deutschland ungefähr so fern lag wie der Mond, zu seinem Koadjutor ernannte. Die Ernennung selbst ward in Paris niemals anerkannt; der kaum gegründete und durch Dalbergs Organisationsstatut vom 18. Juli 1803 einigermaßen geordnete Staat wurde durch die freie Stadt Frankfurt und die ohne weiteres mediatisirten Lande des Fürsten von Löwenstein-Wertheim vergrößert und wieder umgestaltet. Dafür strebte andererseits Baiern nach dem Besitze von Dalbergs Winterresidenz Regensburg, und das Gefühl der Unsicherheit von einem Tage zum andern war im primatistischen Staate stärker vorhanden und weiter verbreitet, als irgendwo in dem damaligen zerrütteten Deutschland. Im Jahre 1809 ward zudem Regensburg von allen Schrecknissen des Krieges betroffen, am 19. April von den Österreichern, am 23. April von den Franzosen erstürmt. Dalberg fand abermals Gelegenheit, sein nie versiegendes Erbarmen mit den Hilflosen und Bedrängten, den besten Grundzug seines Wesens, wieder zu betheiligen. Kurze Zeit darauf hörte er auf, über Regensburg und sein Gebiet zu regieren. Höchst bezeichnend für die Zustände der Zeit und die „Fürstwürde“ Dalbergs, an die er sich so eifern klammerte, verwandelte sich der Fürst-Primas durch kaiserlich französisches Dekret vom 1. März 1810 in einen „Großherzog von Frankfurt,“ die letzte Phase seiner unerfreulichen politischen Entwicklung.

Das „Großherzogtum Frankfurt,“ eine der Willkürschöpfungen, in denen sich die napoleonische Staatskunst gefiel, ward in demselben Augenblicke errichtet, wo der Imperator durch seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise die Erbfolgehoffnungen, welche sein Stief- und Adoptivsohn Eugen Beauharnais wenigstens für das von ihm verwaltete Königreich Italien gehegt haben mochte, gründlich zerstörte. Der Vizekönig von Italien ward in Folge dessen zum Erbprinzen des neugeborenen Staates ernannt, eines Staates, der sich wunderbarlich aus den verschiedensten Reichstrümmern zusammensetzte. Da war nach wie vor das Fürstentum Aschaffenburg, der letzte Rest des Mainzer Erzstifts, da waren die Reichsstädte Weßlar und das stolze Frankfurt, wo die reichsstädtische Gesinnung von vornherein die Ehre, als großherzogliche Residenz zu dienen, für einen vorübergehenden Nummenschanz erachtete. Da war das einstige Fürstbistum Fulda, die uralte Abtei des heiligen Bonifazius, das „Buchenland,“ das ein Jahrtausend unter der Herrschaft des Krummstabes gestanden hatte, zwischen 1803 und 1806 mit hastigem Eifer in ein weltliches Fürstentum des Prinzen von Dranien um-

gebildet und seitdem als Kriegsbeute unter der Verwaltung französischer Marschälle und Generalkommissare nach Möglichkeit ausgesogen. Dazu fügte Napoleon noch das Fürstentum Hanau, welches er von den einstigen Besitzungen des Kurfürsten von Hessen, die sonst alle an seinen Bruder Jerome von Westfalen gefallen waren, in der eignen Hand behalten hatte. Auf diese Art war die Arrondirung eines „Staates“ von etwas über 90 Quadratmeilen und wenig mehr als 300 000 Einwohnern erreicht. Man darf mit Beaulieu bezweifeln, daß es die ernste Absicht des Kaisers gewesen, nach dem Tode Dalbergs diese sonderbare politische Schöpfung zur Versorgung des Prinzen Eugen anzuwenden. „Wer weiß, ob nicht ganz im Hintergrunde der Plan verborgen lag, diese Landstriche einstweilen durch Gesetzgebung und Verwaltung dem französischen Reiche zu assimiliren, die Gehässigkeit dieser Maßregel dem Regenten aufzubürden und später die reife Frucht in den Schoß fallen zu lassen. Sein Verfahren gegenüber Holland und den norddeutschen Staaten zwischen der Nord- und Ostsee, welches im Laufe dieses Jahres 1810 an den Tag trat, läßt dergleichen als höchst wahrscheinlich vermuten.“

Was auch die letzten Absichten des Weltherrschers gewesen sein mögen, der neue Staat Dalbergs überlebte nur wenige Monate das dritte Jahr seines Bestehens und brach mit dem ganzen, seit dem Frühjahr 1813 wankenden Gebäude des Napoleonischen „Systems“ unmittelbar nach der Leipziger Schlacht zusammen. Die letzten Regentenjahre Dalbergs waren in allem Betracht die unglücklichsten, er hatte jeden Halt verloren, und der einstige Kurfürst-Erzkanzler des heiligen tausendjährigen Reiches erblickte seine Hauptaufgabe darin, die „Verfassung“ seines nunmehrigen Großherzogtums Frankfurt mit der Verfassung des Nachbarkönigreichs Westfalen in Einklang zu bringen, welche ihm schon darum eine Musterverfassung schien, weil sie Napoleon dekretirt hatte. Er konnte, so wenig wie irgend ein anderer, auch der beste Fürst des Rheinbundes, seine Lande im großen und ganzen vor dem ungeheuern Druck der Zeit schützen und sah sich auf Äußerungen und Beweise der Privatwohlthätigkeit beschränkt, die in einem kläglichen Gegensatz zu den unermesslichen öffentlichen Übeln standen, welche er zufügen mußte. Und während er der Erhaltung einer politischen Stellung, die ihm in keiner Weise mehr eine Genugthuung sein konnte, die Opfer seines wirklich teilnehmenden Herzens, seines so hochgehaltenen Ruhmes brachte, unterließ er gleichwohl, das Seine aus dem Schiffbruch seines Protektors zu retten. Durch das ganze Großherzogtum Frankfurt ging eine Stimmung, welche Unheil ahnte und voraussagte. Heinrich König, damals einer der bescheidensten Unterbeamten in der Verwaltung des Departements Fulda, hat in seinem Buche „Auch eine Jugend“ (Leipzig, 1852) einige sehr interessante und bezeichnende Züge zur Charakteristik jener schwülen Tage mitgeteilt. Ganz richtig erkannte Dalbergs kluger Minister Albini, daß es im August 1813 höchste und letzte Zeit zu rettenden Verhandlungen mit den Ver-

bündeten sei. Dalberg aber war von einem förmlich fatalistischen Glauben an den „Stern“ Napoleons I. beseelt. Seinem Generaldomäneninspektor Leonhard rief er auf ehrerbietige Vorstellungen im Sommer 1813 zu: „Nuch Sie erliegen dem Wahn, auch Sie sind der Meinung verfallen, es werde der Stern des Riesengeistes untergehen! Sein baldiger Sturz scheint Ihnen sogar gewiß. Ich denke nicht so, ich nicht! Ich sage Ihnen nein! ich will nichts davon hören. In meinem Glauben ans Schicksal bin ich fast — ein Türke. Aller dieser vor-eiligen unnützen Sorgen wollen wir uns entschlagen!“

Nur zu bald rückten die Sorgen in dröhnender, waffenraffelnder Gestalt unmittelbar heran. Und nun mit jenem jähen Umschlag, der in weichen Naturen nicht selten ist, erkannte Dalberg mit einemmal die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Er verließ sein Großherzogtum Frankfurt am 30. September 1813, um sich „zur Ausübung seiner bischöflichen Pflichten“ nach Konstanz zu begeben. Selbst in dieser äußersten Bedrängnis aber, in der ihm seine geistliche Würde nach langen Jahren zum erstenmal wieder als rettende Zuflucht erschien, versagte er sich einen letzten verhängnisvoll falschen Schritt nicht: er dankte als Großherzog von Frankfurt — zu Gunsten Eugen Beauharnais ab und erregte damit noch einmal Erbitterung und tiefe Verstimmung bei allen Deutschgesinnten. Mancherlei Unbilligkeit mochte in den bitteren Urteilen, die damals und später über Dalbergs ganze politische Existenz laut wurden, unterlaufen, in der Hauptsache waren sie dennoch richtig! Selbst der milde, versöhnliche Wessenberg, Dalbergs Generalvikar, mußte zugestehen: „Wohlmeinend, wie Dalberg war, wollte er allen gerecht sein und ward es niemand, wollte alle befriedigen und befriedigte niemand, weil er sich in Widersprüche verwickelte, die er nimmer zu lösen vermochte.“

Die verhängnisvollsten Folgen der bonapartistischen Schleppenträgerei Dalbergs machten sich auf dem Wiener Kongreß geltend, zu dem der nunmehrige Erzbischof von Regensburg und Bischof von Konstanz, der sich noch immer als Primas der katholischen deutschen Kirche ansehen konnte, den milden und klugen Wessenberg als seinen Bevollmächtigten entsandte. Aber umsonst mühte sich Wessenberg ab, eine feste Stellung der deutschen Kirche Rom gegenüber zu begründen, umsonst kämpfte er für eine Neuordnung der zerrütteten kirchlichen Verhältnisse, welche spätern Tagen bis auf die unsern unselige und vergiftende Kämpfe erspart haben würde. Die Gegenstrebenden, die Partei der Hyperromantiker, welche unbedingte Gefolgschaft für Rom wünschte und in Wien ihre Mittelpunkte in den Häusern Friedrich Schlegels und Pilats vom „Österreichischen Beobachter“ hatte, bediente sich des politischen Verrufs Dalbergs mit großem Geschick und Erfolg, um alle Pläne einer deutschen Kirche auf fester gesetzlicher Grundlage zu vereiteln. In Beck's „Wessenberg“ finden sich zwar nur spärliche, aber immerhin genügende Mitteilungen über die Erfahrungen, die Wessenberg damals machen mußte und die wenigstens zu einem großen Teile auf das Miß-

trauen und die Abneigung gegen Dalbergs politische Vergangenheit zurückgeführt werden konnten.

Und doch hat das Glück, das ihn seit seiner Jugend begleitet und in den letzten stürmischen Jahren so völlig verlassen hatte, Dalberg noch einen stillen, segensreichen, eine Art Verklärung über seinen Lebensabend werfenden Abschluß seines Daseins gegönnt. Von 1814 bis zum 10. Februar 1817 lebte er in Regensburg, seinen erzbischöflichen Pflichten genügend und in rührender unermüdlicher Sorgfalt um die bedrängte oder bedrohte Existenz anderer bemüht. Er durfte von sich sagen, daß er „keine treuen Angehörigen, keinen Freund seinem Privatvorteil aufgeopfert habe“ (wobei er nur vergaß, wie viele er seiner politischen Charakterlosigkeit aufgeopfert hatte), der größte Teil der Summe, welche ihm der Wiener Kongreß zu seinem standesgemäßen Lebensunterhalt überwies, floß in die Hände der Armen und Bedürftigen. Und da nun seine Privatwohlthätigkeit mit der stillen, anspruchslosen Privatexistenz in Einklang stand, da er keinen fremden Antrieben und Befehlen mehr zu folgen, keinen andern Interessen mehr zu dienen hatte, als den vollberechtigten, die mit seinem geistlichen Berufe zusammenhingen, so genoß er kurze Zeit hindurch eines innern Friedens, der ihm, trotz seiner fortbauernenden Verblendung über sein politisches Thun und Treiben, während der ganzen Napoleonischen Ära unbedingt gefehlt hatte. So mochten nach seinem Tode die Freunde seiner Jugend wie die Menschen, unter denen er zuletzt gelebt hatte, sich seiner nicht ohne Anteil und Rührung erinnern. Und so ward es sein Geschick, daß man, wo seiner pietätvoll gedacht werden sollte, immer auf diese letzten ehrgeizfreien, resignirten und lebensmüden Regensburger Jahre oder auf die Zeit zurückweisen mußte, in welcher seine politische Rolle noch verhältnismäßig harmlos und unbedeutend war. Wilhelm von Humboldt, der aus seinen eignen Jugendentagen, aus der Erfurter Zeit, da er um Karoline von Dachröden geworben, ein herzliches Gedenken an den „Koadjutor“ bewahrt hatte, schrieb 1831 an Karoline von Wolzogen: „Dalbergs auch nach meinem Urtheil in seiner Zeit ganz einzig dastehendes Wesen der Vergessenheit entrissen und für die Zukunft hingestellt zu sehen, wünschte ich gar sehr. Nur Sie können es. Man müßte es aber so machen, daß man weder auf seine schriftstellerische noch auf seine politische Seite Gewicht zu legen brauchte. In beiden giebt er Blößen. Man muß ihn zeigen, worin er wirklich einzig war: in dem großen Adel des Gefühls und der Gesinnung, der unendlichen Grazie, dem regbaren Sinn, dem unerschöpflichen Reichthum an Anregung zu Ideen, wenn auch nicht immer wirkliche Ideen daraus wurden, woraus auch sein Witz entsprang, seine Freiheit von allen kleinlichen Rücksichten. Diese Seiten am Menschen verlöschen im Leben, die Geschichte deutet sie kaum an, sie sind aber doch die Angeln der Weltbegebenheiten, da sie von Geschlecht zu Geschlecht das Innerste der Menschen anregen.“

Karoline von Wolzogen hat dies Idealbild ihres einstigen Freundes nicht ausgeführt, alle Späterlebenden haben, wie auch diese Skizze erweist, dem Porträt Dalbergs minder freundliche Züge und grellere Farben leihen müssen, sie können aber gern zugeben, daß dieser Wiedergabe wie Bildern, die nach Photographien und nicht nach dem Leben selbst gemalt sind, ein letztes Etwas fehle, das wohl verdient hätte bewahrt zu bleiben und nun für immer verloren scheint.

Dresden.

Adolf Stern.



Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

I. Naturformen des Menschenlebens.

(Schluß.)



iese Grundzüge des Lebens, haben wir gesagt, sind bei dem ältesten wie bei dem jüngsten Dichter dieselben, denn dieselbe Notwendigkeit hat sie hervorgebracht. Und dennoch — durchlaufen wir die Geschichte, so finden wir sie in langsamem Wechsel begriffen: gleich der Präzession der Nachtgleichen oder der säkularen Hebung und Senkung ganzer Kontinente zeigen sich einzelne Teile versunken, andre emporgestiegen. Zwar Naufikaa in der Odyssee ist in Wesen und Benehmen ein Abbild der Goethischen Mädchen und aller Mädchen, und uns entzückt diese ewig gegenwärtige Wahrheit: wie der weibliche Körper im Gegensatz zum männlichen sich nicht verändern kann, so wenig kann das Weib seine Bestimmung, der Erhaltung der Gattung zu dienen, sich zu schmücken und den Mann anzulocken, das Kind zu nähren, alle Tugenden der Pflege und Sitte zu üben, jemals ablegen. Dennoch sehen wir das Weib von der ältesten Kultur des Morgenlandes bis auf unsere Tage oder von Asien bis Amerika in anderer Stellung, auf verschiedner Höhe gleichsam: bei rohen Völkern ist es das Arbeitstier, im Orient diente es der sinnlichen Lust; wie anders war die dorische Jungfrau, die attische Hetäre, wie anders wieder die römische Matrone, dann im Mittelalter das Weib als Himmelkönigin oder als Burgfräulein und Gegenstand phantastischer Galanterie! Und auch die Attribute der Frau, die Technik ihrer Arbeiten — wie haben sie sich im Laufe der Jahrhunderte umgestaltet!

So war es ein bedeutungsvoller Fortschritt — um aus vielen Beispielen nur dies eine hervorzuheben —, als in der Urzeit die Spindel erfunden worden war,